

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes
suisses**

Band (Jahr): **8 (1920)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zentralblatt

des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins
Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint am 20. jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 2; Nichtmitglieder: Fr. 3.50, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag
Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 20 Cts.

Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.

Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Ralligen;
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Auszug aus den Tagebuchblättern einer österreichischen Hausfrau in der Leidenszeit 1914—1920. — Aus dem Zentralvorstand. — Aus den Sektionen. — Mit der schweizerischen Studienreise nach Nordamerika. — Aus meinem Reisetagebuch. — Die pazifistische Auffassung der Welt. — Der Engel des Paradieses. — Vom Büchertisch. — Inserate.

Auszug aus den Tagebuchblättern einer österreichischen Hausfrau in der Leidenszeit 1914—1920.

Von *Minnie Bamberger* (Wien).

„Eine kleine Wolke am Himmel, nicht grösser wie eine Menschenhand“, so ähnlich lauten die Worte in der heiligen Schrift, und ich kann nicht umhin, dieselben an die Spitze meiner Ausführungen zu setzen. Weit, weit liegt die Zeit zurück, da wir ahnungslos am Horizonte unseres Geschickes das kleine dunkle Wolkengebilde erblickten, dass sich allmählich, aber unentwegt von Jahr zu Jahr verdichtete, um nun seit Jahr und Tag das ganze Firmament mit undurchdringlichem Dunkel zu bedecken. Wer hätte es für möglich gehalten! Unser armes Österreich. Wien — unser Wien — wahrlich die Stadt der Musik und der Freude, hell, fröhlich, oft so harmlos, arglos fröhlich — und nun —. Wir waren arglos, die meisten von uns, ich konnte es beobachten, gerade im Hausfrauenkreise, wenn wir beisammensaßen, in den ersten Kriegsjahren und nahezu jede Frau sich tapfer halten und ihr Scherflein dazu beitragen wollte, um sich im Haushalte einzuschränken und mit dem Verbrauch von Lebensmitteln zu sparen. Da wusste jede irgend ein Rezept mitzuteilen, mit „wenig Mehl“ und „geringer Fettmenge“, „keinem Ei“ und mit „sparsamem Zuckergehalt“ usw. Damals — in den ersten Jahren!

Es ist kaum nötig, aus der Fülle meiner Tagebuchblätter lange zu wählen, um meinen glücklicheren Schwestern in einem glücklicheren Lande einen kleinen Auszug daraus zu entnehmen. Mit flammernder Schrift stehen die Ereignisse in unserer aller Gedächtnis eingegraben, welche die vergangenen 6 Jahre mit sich gebracht haben, und woran noch zur Stunde mit hartnäckiger Grausamkeit, das Schicksal immer noch Erlebnis an Erlebnis reiht! Erlebnisse zugleich, von bunter Abwechslung und monotoner Ähnlichkeit!

„Die glücklichen Frauen wie die glücklichen Nationen haben keine Geschichte“ habe ich einmal gelesen. Wahrlich, wir unglücklichen Frauen einer unglücklichen Nation haben diese Wahrheit im umgekehrten Sinne kennen gelernt. Es ist gar nicht nötig, wenn ich heute zur Feder greife, einen dramatischen Stoff zu erfinden. Die nüchternste Frau braucht nur Tag für Tag der Vergangenheit zusammenzufassen, um ein erschütterndes Bild ihrer seelischen Erlebnisse zustande zu bringen. Ich weiss wohl, dass man im Ausland bereits übersättigt ist von dem Wehgeschrei, welches unaufhörlich aus unserer unglücklichen Mitte ertönt; so will ich es meiden, zu viel des oft gesagten wieder zu bringen, und will einfach das persönlich Erlebte zur Schau tragen, um das Wesentliche aus dem Überfluss an Stoff wiederzugeben, die Hauptwendepunkte in der langen Wanderung von anfänglichem Unbehagen bis zum wütenden Hunger und zur schreienden Not.

Es war im Frühjahr 1915, als meine Köchin eines Morgens zu mir ins Zimmer trat und mir meldete, es wäre heute keine Milch geliefert worden. Dies fiel ungefähr in dieselbe Zeit, wo wir die ersten Brot- und Mehlkarten erhielten und unsere etwaigen, vorhandenen Mehlvorräte zu fatieren hatten. Weisses Brot war bereits verschwunden und verwöhnte Leute kauften sich Zwieback. Es mochte manches in jenen Tagen gewesen sein, was dem persönlichen Geschmack des Einzelnen nicht behagte. Statt Weizenmehl bekamen wir viel Maismehl, und ich erinnere mich des Ausspruches eines lieben alten Herrn, der meinte: „Sauerkraut wäre sein Lieblingsgericht geworden“, weil darin gewiss kein Maismehl zu verspüren war. Die Kardinalpunkte in der ersten Periode des Krieges waren, dass wir in der Kochkunst umlernen und manche liebe Gewohnheit aufgeben mussten. Ich erinnere mich — ist das heute überhaupt noch glaublich? — mancher Klage in jenen Tagen. In jenen Tagen, da wir Mais, Reis, Gerste, Hirse usw. einfach zu kaufen bekamen, ebenso Eier und Fett, Fleisch und Wurst, zwar verteuert, aber doch erschwinglich und da unser ganzes Augenmerk überhaupt nur auf die *Nahrungsmittel* gerichtet waren; für die Kinder waren Stiefel und Strümpfe vorhanden, eine Spule Zwirn, eine Kerze, eine Schachtel Zündhölzchen waren keine Raritäten. Oh! Du liebe Zeit! „Ich fürchte mich nicht vor der Hungersnot“ meinte ein alter Freund „ich bin mit einer Schüssel Erdäpfel — zufrieden.“ Zufrieden — heute? Ach, als besondere Gnade verkauft Dir vielleicht der Bauer eine kleine Quantität für 6—8 Kronen, das Kilo!

Es ist eben alles relativ auf der Welt. Sehr böse erschienen uns die Tage, da unser Brot zwar mittels Karten zugewiesen war, es aber der Wahl des Einzelnen überlassen blieb, in welchem Laden er es kaufen wollte. Da das Brot aber nicht für alle hinreichen konnte, oder auch das Mehl bei den Bäckern ungleichmässig verteilt war, so wurde es zu einem Glücksfall, ob man gerade irgendwo zurecht kam — oder nicht. Ich verbrachte den Sommer 1916 an einem unserer herrlichen oberösterreichischen Seen; meine Lebensmittel sollte ich, wie die anderen Sommergäste, aus dem kleinen Dorfe beziehen, in dessen Nähe ich wohnte. (In den darauffolgenden Sommern freilich mussten alle Lebensmittel, die auf Karten verabfolgt wurden, aus der Stadt nachgeschickt werden; mochten die Pakete noch so lange unterwegs und das Brot noch so hart oder verschimmelt sein.) Wie oft standen wir also damals alle gedrängt auf der Landungsbrücke und sahen hinaus auf die blauen Fluten des Sees, über dessen spiegelnde Fläche der Dampfer zu uns herüber steuerte. Wir mochten an manchem wundervollen Sommerabend weniger die friedliche Natur bewundert haben, und mehr von dem

Gedanken beherrscht gewesen sein: „Wird das Schiff dem Bäcker unser Mehl bringen?“

Im Laufe der Zeit wurden allerorts das Brot, das Mehl, das Fett usw. rationiert, d. h. die Karten durften nur an bestimmten Einkaufsstellen eingelöst werden. Es war entschieden ein Fortschritt, aber ach! Die zugeteilten Mengen waren viel zu gering, um zur Erhaltung des Lebens hinzureichen. Zumal, nach und nach alle, rein alle anderen Artikel ausgingen und die wilde Jagd ums tägliche Brot, d. h. um die gesamte tägliche Nahrung, unter immer stärker werdendem Druck, einzusetzen begann. Waren es anfangs Fragen des Geschmacks oder der eingeschränkten Wahl, oder aufgedrungener Sparsamkeitsmassregeln, die unser Walten in der Küche einschränkten, so gab es von nun ab nur mehr *eine* bange Frage, die uns im Banne hielt; wenn wir morgens früh — wie früh — auf den Markt eilten: „Wird es dir überhaupt gelingen, etwas zum Kochen aufzutreiben?“

Wie viele meiner Schwestern kamen abends überhaupt nicht zur Ruhe! Ich habe sie gesehen — schauernd, weil ich fürchten musste, mich demnächst selber an ihrer Stelle zu sehen — in den ersten Stunden hereinbrechender Dunkelheit vor den verschlossenen Rollbalken irgend eines Ladens, und wusste, dass sie dorten harren würden, Stunde um Stunde, die lange Nacht hindurch, um am Morgen, am Vormittag vielleicht — nur vielleicht — einige Deka Fett oder Speck oder Fleisch oder sonst irgend ein Lebensmittel zu erhalten. Doch nur vielleicht — wie viele mußten leer ausgehen, weil die Reihe der Wartenden zu lange und die vorhandenen Vorräte zu gering waren. Es bot ein geradezu erschütterndes Bild, diese endlos lange Reihe düsterer, hagerer und stiller Gestalten — zumeist Weiber und auch Kinder — mit Decken oder kleinen Stühlen mitunter versehen, auf dem harten Steinpflaster der Großstadt. Da mußten wir etwas Bemittelteren wie von Glück reden, wenn sich unser Anstellen auf einige Stunden des Vormittags beschränkte. Alle Quellen versiegt. Der Krieg gegen Italien hatte längst Reis, Makkaroni, andere Zerealien, wie auch Orangen und Zitronen verschwinden lassen. Tee und Kaffee waren restlos aufgebraucht. Nichts durfte mehr von den Neutralen über die Grenze geliefert werden. Schokolade blieb unseren Kindern ein unbekannter Genuss. Büchsenmilch, Zwieback und Käse waren nicht erhältlich, die zugewiesenen Rationen Mehl, Fett, Zucker und Brot wurden immer geringer. Doch der Krieg tobte an allen Grenzen; wir wurden auf Sieg und Frieden getröstet. So hungerten wir weiter — einmal musste es besser werden! Doch — es wurde noch schlechter. Denn hungerten wir nicht später, und hungern wir nicht heute noch, *ohne* Trost, *ohne* Hoffnung? Als noch Krieg war, spiegelte man der Bevölkerung trügerische Versprechungen vor. Unsere Männer, unsere Brüder, unsere Söhne standen an der Front und litten unsäglich; wir litten mit. Was war schliesslich das Leiden des Hinterlandes im Vergleich zum Leid an den Fronten? Die Frage von Recht oder Unrecht, oder gar die Schuldfrage des Krieges kamen gar nicht in Betracht. Der geschaffene Zustand war für den Einzelnen ein unverrückbarer Zustand, und man konnte sich in denselben nur im Geiste des Pflichtgefühls schicken, wo Murren und Kritisieren keine Plätze haben. Doch — es wurde stets schwieriger. Die furchtbare Not erstreckte sich lange nicht mehr auf Nahrungsmittel allein; Kleider, Schuhwerk, Wäsche, aber auch Petroleum, Kerzen, Zwirne und dergleichen waren kaum und gar nicht mehr erhältlich, zum Teil aus einem Ersatzmaterial hergestellt, welches keine Widerstandskraft hatte. In immer grössere Bedrängnis geratend, verblassten alle weltgeschicht-

lichen Ereignisse an Bedeutung innerhalb unserer vier Wände. Militärische Erfolge, heldenhafte Taten drangen an unser Ohr. Der vom ganzen Volke verehrte alte Kaiser starb. Der junge Kaiser, eine sympathische, liebenswürdige Erscheinung, bestieg den Thron; auch seine rastlosen Bemühungen, um dem Volke zu helfen, waren umsonst. Wir waren zu tief in den Morast des Elends geraten, und jeder Einzelne hatte vollauf mit sich selbst zu tun. Mein Gott! Wir waren dumpf und stumpf geworden. Wieso sollten wir unseren Männern an der Front — die Not litten, wie wir — noch ein Päcklein zusammenstellen können, damit sie einmal einen besseren Bissen verzehren, die Raucher ein paar duftende Züge einatmen konnten? Woher nehmen, da wir selbst nichts hatten?

Zum Mangel, zum völligen Versagen sämtlicher notwendiger Lebensartikel hatte sich ein zweiter feindlicher Geselle immer drohender, verderblicher gegen uns verbündet. Das Wenige, was vorhanden war, wurde beständig, beständig unentwegt und allmählich (damals allmählich) teurer. Die Teuerung hiess der zweite Kopf des entsetzlichen Drachens, der sein Maul mit grausiger Begierde zu unermesslicher Weite aufriss. Welche entsetzlichen Dimensionen dieser Schlund bisher erreicht hat, will ich am Schluss meines Schreibens mit dem Centimetermaßstab, respektive Kronenwährung zu messen versuchen. Während des Krieges, da man sich Hoffnung auf Besserung versprach, galt es vor allem die Sachen nur *überhaupt* zu erjagen. Der Kostenpunkt, so weit er zu erschwingen war, sollte weniger in Betracht kommen. „Ausharren“ war die Parole des Tages, man wollte aber doch nicht Hungers sterben!

Denn der Hungertod ist eine grässliche Sache, Ihr lieben Schwestern in einem glücklicheren Lande. Es muss nämlich durchaus nicht ein plötzlicher oder ein rascher Tod sein. Mag sein, wenn man einen Menschen systematisch einsperrt und ihm gar nichts, wirklich gar nichts zu essen gibt, dass es rasch genug geht, um in einigen Tagen erledigt zu sein. Aber wenn man einem Menschen systematisch immer nur eine geringe, viel zu geringe Menge Nahrungsmittel einflößt und tageweise von Fall zu Fall die Kost etwas reichlicher aufbessert, oh! dann kann es Wochen, Monate und auch Jahre dauern, bis die Folgen des Hungers den Tod herbeiführen. Immer magerer, blässer und schwächer wird der Organismus, das Wachstum der Kinder wird unterbunden, die Lebenskraft der Erwachsenen versiegt. Immerhin, man geht noch seinen Beschäftigungen nach, man spricht, man lacht mitunter sogar und man lebt; ist man endlich gestorben, so heisst es nicht Hungertod auf dem Todeszettel, sondern „Ödem“, wenn nicht irgend eine andere Krankheit den blutleeren, abgemagerten Leib hinweggerafft hat. So geschah es Hunderttausenden von Menschen, der Krieg tötete sie, ohne dass sie je ein Schlachtfeld gesehen hätten! Wir aber, die wir bis dato noch am Leben sind, gaben jeden Heller her, um Leib und Seele zusammen zu halten. Auch die Gewissenhaften, und es waren anfangs ihrer nicht wenige, zauderten nicht mehr, im erbärmlichen Schleichhandel Lebensmittel zu erwerben. Es handelte sich nicht um Weißbrot und Kuchen, sondern ums nackte Leben. Der dominierende Selbsterhaltungstrieb schlägt moralische Skrupeln in den Wind!

In welcher fürchterlichen Finsternis wir uns befanden, kam mir persönlich im intensivsten Masse zum Bewusstsein, als es durch eine seltene Gunst des Geschickes mir vergönnt war, mit meiner Familie im März 1918 einige Wochen in der Schweiz zu verbringen. Heller Sonnenschein begleitete uns über die Grenze, wo uns der erste Genuss bereits in Sargans erwartete: ein Milchkafee. Einige Stunden später hätte uns ein neugieriger Beobachter staunend betrachten können,

wie wir dicht zusammengedrängt vor ein Schaufenster am Zürcher Bahnhof standen und mit gierigen Blicken die — Schokolade bewunderten. Als wir im Eisenbahn-coupee noch die letzten Reste unseres Brotes verzehrten (wo sich weit Schlimmeres als Mais befand, so wie Gehäcksel und sandigschmeckende Produkte) erregten wir das Mitleid unserer freundlichen schweizerischen Mitreisenden. Es war eine unvergesslich schöne Zeit und mein Leben lang werde ich mit Dankbarkeit der gastfreundlichen Schweizer gedenken. Nicht nur, dass der Magen gesättigt und die leidige Essensfrage in den Hintergrund gerückt wurde (denn in Österreich denkt und spricht und träumt man nur vom Essen!) die herzliche Freundlichkeit, das höfliche Entgegenkommen in der französischen wie in der deutschen Schweiz taten uns in der Seele wohl. Unvergesslich bleibt mir ein Sonntagmorgen in der herrlichen Kathedrale zu Lausanne. Die ganze Garnison war ausgerückt und eine glänzende Predigt bildete den Schluss des ergreifenden Gottesdienstes. „Vous êtes le sel de la terre“ war der Spruch, welchen der Prediger seinen Ausführungen zu Grunde legte. Wie versöhnend klangen seine leidenschaftlich gesprochenen Machtworte von der Kanzel herab. Der Prediger hob insbesondere hervor, dass nicht der Hass, sondern die Liebe die Menschen zueinander führen könne und legte es an das Herz seiner Landsleute in diesem Geiste, heilbringend in dem entsetzlichen Völkerringen zu wirken. Seine Worte fielen uns armen Österreichern wie Balsam in die Herzen. Erschienen uns die herrlichen gotischen Hallen schon vorhin wie ein Paradies, so waren sie dies von nun an im doppelten Masse. Wir werden es niemals vergessen! Heute noch hängt bei meinem Bette ein kleines, leuchtendes weisses Kreuz aus Lausanne, mit dem wundervollen, alle Völker umfassenden Worte: „Dieu est l'amour!“ In tausend Kleinigkeiten fiel uns der grelle Unterschied zwischen diesem gesegneten Lande, obwohl es sicherlich auch durch den Weltkrieg schwer geprüft war und unserer eigenen unglücklichen Heimat auf. Ich brauchte nur hinzusehen, wenn sich ein Kleines ein Schächtelchen Süßigkeiten aus dem Automaten holte, um seufzend daran erinnert zu werden, dass auch diese kleine Freude unsern Kindern versagt blieb. Wenn ich manchen schönen Weg in der Umgebung des Genfersees unternahm, so sah ich die Dorfbewohner, wie sie Feierabend machten, die Männer mit dem Pfeiflein (ach! das Friedenspfeiflein mit *echtem* Tabak) im Munde, die rotbackigen Kinder spielend zu ihren Füßen. Schmerz erfüllt schritt ich an ihnen vorüber und hob das Auge flehend zum klaren Himmel empor, in dem die ersten Sterne zu funkeln begannen oder mein Blick fiel wohl auch auf das helle Kreuz der Dorfkirche, das so still und friedlich in die klaren Lüfte zu ragen schien. Frieden — Frieden atmet es rings umher und niemand, der das Elend und den Jammer des Krieges mit seinen entsetzlichen Nebenerscheinungen nicht *miterlebt* hat, kann ermessen, welche unsagbare Kluft Licht und Schatten — Frieden und Krieg — da voneinander trennen! Auch diese wundervolle Erholungszeit ging vorüber. Traurigen Herzens und in gedrückter Stimmung kehrten wir in unser armes Vaterland zurück. Viel beneidet von allen Freunden, erinnere ich mich einer kleinen Episode, als ich einem sechsjährigen Mädchen eine Orange, die ich mit herübergebracht hatte, schenkte. Es sah mich mit grossen Augen an. „Was ist das? Ist das ein Apfel?“ frug es mich.

Nun, so oft wir vermeinten, das Mass unseres Unglückes sei voll, so oft mussten wir eine Steigerung desselben erleben. Monde vergingen und unsere Not wurde immer fühlbarer. Im Hinterlande wie an der Front hielt der Hunger seine wütenden Orgien. Der Zusammenbruch kam; ein Kaiserreich ging in Trümmer

und zur Zeit wussten wir nicht, wie hoch die Wogen der Revolution, die bisher seltsam niedergeblieben sind, noch schlagen würden. Doch wir — besonders wir Hausfrauen — blieben merkwürdig ruhig und unberührt. Wäre es umgekehrt gewesen, wäre der Siegeszug mit Fanfarenton und Getrommel in dem Dome unserer Stadt eingezogen, so wären wir am Ende auch noch äusserlich ruhig geblieben. Der quälende Gedanke hätte uns auch da nicht verlassen: „Womit werde ich heute die Teller der Kinder füllen?“ und die brennenden Augen hätten in erster Linie nur die gähnende Leere der Speisekammer gesehen. Immerhin, auch beim Zusammenbruch schlug der letzte Funke von Hoffnung zur Flamme empor: „Jetzt kommt der Friede, es wird besser werden. Statt dessen, allmählich, sind wir trost- und hoffnungslos geworden und dadurch ist das Elend vom akuten in den chronischen Zustand übergegangen. Wenn wir jetzt in der kalten und dunklen Kammer weilen, wenn wir jetzt mitunter zu Fuss zur Arbeitstätte eilen, weil keine Kohle da ist, um die elektrische Bahn zu speisen und wenn wir dabei mit Schrecken das Zerreißen unserer letzten Paar Schuhe befürchten, so können wir unser Augenmerk auf keinen Lichtblick in der Zukunft richten. *Wie*, durch *wen* soll es besser werden?

Der zweite Kopf des entsetzlichen Untiers, die Teuerung, sperrt sein Maul mit unheimlicher Gier zu einem gigantischen Riesentor weit auf, um uns mit grotesker Fratze leibhaftig zu verschlingen. Ich nenne aus dem Stegreif ganz zufällig genommen, einige Preise, die wir in Wien auf normalem Wege für unsere Lebensbedürfnisse erlegen müssen. Mehl 11 Kronen, Fleisch zwischen 80—100 Kronen, Fett 65 Kronen, Zucker in Balde 50 Kronen, Brennholz fast 2 Kronen, alles *pro Kilo* gerechnet. Ein Laib Brot über 5 Kronen (ausserdem die Brotsteuer), ein Liter Milch 4 Kronen, ein Ei 3 Kronen, eine Fahrt auf der Elektrischen 2 Kronen, ein Paar Stiefel 600 bis 1000 Kronen, eine Zahnbürste 20 bis 40 Kronen, allerhand Stoffe 60 bis 300 Kronen pro Meter, eine Spule Zwirn 23 Kronen usw. Dabei muss erwähnt werden, dass die genannten Lebensmittel sehr knapp erhältlich sind und die verderblichen Schleichhandelpreise dieselben um viele hundert Prozente übertreffen; und auch, dass leider sprunghaft alle Preise von Monat zu Monat oft gleich um 100 Prozent in die Höhe steigen!! Die Gehalte der Intellektuellen sind gering, so z. B. variieren die Gehalte von Pensionierten zwischen 6000 bis 10,000 Kronen jährlich. Man vergleiche die Ziffern und rechne nach! Dass dabei alles hergegeben werden muss, was uns lieb und teuer ist, muss selbstverständlich sein. Möbelstücke, Schmuck, Silber, Familien- und Erbstücke, alles wird nach und nach hervorgeholt und verkauft, um die momentane Situation zu retten. Auf wie lange? Wenn wir vollständig verarmt sind, was dann?

„Selbst am Grabe pflanzt der Mensch die Hoffnung auf.“

Es gibt Augenblicke, wo wir unser Vertrauen auf die Menschheit noch immer nicht verloren haben. Der Kinderzug, der unsere armen Kinder in die Ferne führt, wo sich gute und hilfsbereite Menschen in liebevollster Weise ihrer annehmen, die Liebespakete, welche helle Freude in die Augen unserer daheimgebliebenen Kleinen bringen, lassen uns glauben, dass die Menschenliebe noch immer nicht ertötet ist; dass weder sprachliche noch nationale Unterschiede, noch räumliche Distanzen es hindern können, dass die Menschen als Brüder miteinander vereint sind. So will ich mit den herrlichen, hoffnungsvollen Worten unseres *Goethe* schliessen, an welche wir uns in den dunklen Stürmen dieser Winterszeit noch klammern wollen: Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum

im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, dass diese starren Äste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! Doch wir hoffen's, wir wissen's.“

Aus dem Zentralvorstand.

1. Diejenigen Sektionen, die den **Jahresbeitrag** an die Zentralkasse immer noch nicht einbezahlt haben, werden dringend gebeten, es so rasch als möglich zu tun.

2. Wir ersuchen unsere Vereinsmitglieder für die Unterzeichnung von **Obligationen der neuen Haushaltungsschule in Lenzburg** Propaganda bei ihren Bekannten zu machen. Die Geldanlage ist absolut sicher und der Zins garantiert.

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Aus den Sektionen.

Bern. Am 10. März hielt die Sektion Bern ihre stark besuchte Jahresversammlung in der Haushaltungsschule am Fischerweg ab. Nach einem Begrüßungswort der Präsidentin Frl. *Trüssel*, erstattete die Sekretärin Frl. *Marie Lüscher* den folgenden *Tätigkeitsbericht des Vorstandes* pro 1919:

Über das vergangene Jahr ist nicht viel zu berichten. Es war ausgefüllt mit Kleinarbeit, Arbeit, die Zeit und Kraft derer, die mitmachten, manchmal fast über Gebühr in Anspruch nahm, von Fernerstehenden aber kaum bemerkt wurde.

Der Vorstand behandelte die Vereinsgeschäfte in 12 Sitzungen. Frau Hörning, die an Stelle von Frau Pfr. Äschbacher das Kassiereramt übernahm, fand sofort viel Arbeit und auch viele Sorgen, denn der Krieg ist nicht spurlos an unsern Finanzen vorübergegangen. Die Ansprüche, die von allen Seiten an unsere Hilfe und somit auch an unsere Kasse gestellt wurden, mehrten sich mit jedem Jahre, die Zuflussbächlein aber, von denen unser Vereinsvermögen gespeisen wird, zeigten nirgends Hochwasser oder gar Überschwemmungstendenzen. Auch die beiden Zuflüsse, die in der Staats- und in der Gemeindegasse entspringen, sind klein und mager geblieben; doch wurde uns in Aussicht gestellt, dass sie in Zukunft besser gespeisen werden sollen. Präsidentin und Kassiererin hatten oft schwere Mühe, um „Sollen“ und „Können“ in Einklang zu bringen.

Wir sahen uns gezwungen, die Schulgelder zu erhöhen. Wir taten dies ungern, denn just der Bürgerstand, aus dem die Mehrzahl unserer Schülerinnen hervorgeht, hat unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen am meisten zu leiden. Wir wehrten uns — für unsere Finanzen fast zu lange — diesen Leuten eine Ausbildungsmöglichkeit ihrer Mädchen zu erschweren. Und doch mussten wir es tun. Unsere Seminaristinnen bezahlen nun Fr. 1400 jährlich und die Schülerinnen der Haushaltungsschule Fr. 300 für den halbjährlichen Kurs, ein Preis, der immer noch unter demjenigen von andern hauswirtschaftlichen Schulen steht.

In der Heimarbeit wurde dieses Jahr Grosses geleistet. Als wir im letzten Bericht voll Freude den Sockenauftrag von 50,000 Paar meldeten,

da hatte wohl niemand eine Ahnung, was für eine enorme Arbeit wir uns mit der Kontrolle dieser Strickarbeit aufluden. Frau Munzinger schrieb, erklärte, beantwortete die merkwürdigsten Fragen, gab ganz genaue Angaben über Grösse usw. und sandte zu guter Letzt noch an alle in Frage kommenden Sektionen ein genaues, papierenes Sockenmuster. Sie glaubte, nun könne gar nichts fehlen und sie könne mit einigen Helferinnen die Kontrolle leicht und schnell besorgen. Sie hatte eben keine Ahnung, welche dehnbare Begriffe Zentimeter und Socken sind. Die durch diese Dehnbarkeit geschaffenen Ungleichheiten erschwerten die Arbeiten der kontrollierenden Damen sehr, denn dadurch wurde man gezwungen, jedes einzelne der 50,000 Paare genau nachzumessen. Zum Glück verloren die Kontrollierenden den Mut nicht und abgesehen von einigen abgrundtiefen Seufzern behielt der Humor die Oberhand, bis endlich auch das letzte Paar nachgesehen war.

Neben dieser Kontrollarbeit liess aber Frau Munzinger unsere andern Heimarbeiten nicht einschlafen. Es wurden Hemden genäht, und die letzte Basler Messe hatte uns grosse Puppenbestellungen gebracht. Mitten aus der Arbeit, müde von der Sockenkontrolle, verliess Frau Munzinger uns und die Puppen und reiste nach Amerika, nicht ohne etliche Modelle und Katalogblätter mitzunehmen, um auch jenseits des Ozeans Propaganda für unsere junge Industrie zu machen. Da waren wir nun verwaist und mussten all das, was Frau Munzinger neben den gewöhnlichen Arbeitstagen noch an Schreibereien, Einkäufen usw. immer besorgt hatte, selbst machen. Wir teilten uns in die Arbeit und halfen uns gegenseitig nach Kräften durch die „meisterlose“ Zeit hindurch. Die Berichterstatterin möchte hier noch ganz speziell den Getreuen danken, die es ermöglichten, dass während Frau Munzingers Abwesenheit die Arbeit fortgesetzt und die Besteller befriedigt werden konnten. Ich glaube zwar, nicht irre zu gehen mit der Behauptung, dass alle sehr froh waren, endlich wieder das altgewohnte Szepter zu spüren. Frau Munzingers Propaganda war von Erfolg begleitet. Zwei der grössten Warenhäuser Nordamerikas haben unsere ganze Puppenkollektion bestellt und auch prompt bezahlt. Aus den verschiedensten amerikanischen Städten erfolgten weitere Anfragen. Sollte das Geschäft mit Amerika grössere Dimensionen annehmen, so müsste allerdings unsere Puppenindustrie ganz anders organisiert d. h. richtig finanziert und durch ein angemessenes Betriebskapital entwicklungsfähig gemacht werden. Wenn wir auf dem Weltmarkte konkurrieren wollen, müssen wir Qualitätsarbeit liefern, diese dann aber auch als solche bezahlen können.

Einige Zahlen sollen das Bild, das ich von unserer diesjährigen Heimararbeit entworfen habe, noch vervollständigen. Der Gesamtumsatz im verflossenen Jahre betrug Fr. 132,639.15. Von dieser Summe wurden an Arbeitslöhnen ausbezahlt Fr. 62,471.15 und für Puppenköpfe und -arme erhielten die Schnitzler in Brienz Pr. 3450.90.

Die Diplomierung treuer Dienstboten fand am 22. Januar 1920 statt. Es wurden 87 Diplome, 18 Broschen und Anhänger und 5 Uhren ausgeteilt. Die 110 Angemeldeten repräsentierten 1136 Dienstjahre, wahrlich eine Summe treuer, selbster Arbeit.

Am 20. und 22. September bestanden die Seminaristinnen das Patentexamen als bernische Arbeitslehrerinnen. Da sie überdies auch den speziell für Mädchenfortbildungsschulen aufgestellten Lehrplan durchgearbeitet hatten, erhielten sie noch einen besondern Ausweis, der sie zur Erteilung des Handarbeitsunter-

richtes an diesen Schulen berechtigt. Am 14. und 15. Oktober war das Schluss-examen und die Patenterteilung an alle 18 Kandidatinnen. Ausgenommen eine einzige, die noch weiter studieren will, haben alle schon einen Wirkungskreis gefunden. Sie sind glücklich, arbeiten und wirken zu können.

Am 20. und 21. August fand die Aufnahmeprüfung fürs Seminar statt. Wegen Platzmangels musste wieder fast die Hälfte der Angemeldeten zurückgewiesen werden. Am 4. November sind nun die neuen 18 Seminaristinnen eingetreten. Sie arbeiten gut und haben sich schon ganz nett eingewöhnt.

Die eidgenössische Expertin hat die Schule besucht. Ihr Bericht über Seminar, Haushaltungsschule und Fortbildungskurse lautet günstig.

Die beiden Kurse für feine, bürgerliche Küche waren gut besetzt. Grossen Anklang fanden die dreitägigen Kurse für fleischlose Küche. Es wurde den Teilnehmerinnen gezeigt, wie auch ohne Fleisch mit Hilfe von Hülsenfrüchten, Gemüse, Mais, Kartoffeln und Käse abwechslungsreiche, nahrhafte Mahlzeiten zubereitet werden können. Glücklicherweise war der Ertrag von Garten und „Pflanzplatz“ so, dass wir uns — was Gemüse anbelangt — stolz zu den Selbstversorgern zählen können.

Die Weihnachtszeit brachte auch wieder vermehrte Arbeit. Die kranken Soldaten von Heiligenschwendi, Beatenberg und Malvilliers wurden durch Weihnachtspäckli erfreut. Nicht nur über Weihnachten, sondern auch sonst, glich das Zimmer Nr. 5 oft mehr einem Warenhaus als einem Wohn- oder Lesezimmer. Wir hatten hier in der Schule eine Sammelstelle der Hilfsaktion für Wien und Vorarlberg. Ein ganzer Wagen, vollbepackt mit Kisten, wurde zum Bahnhof geführt. Hier schien's viel und dort ist's nur ein Tropfen auf einen heissen Stein.

Der Bericht der *Tuberkulose-Kommission* (Präsidentin Frau Dr. Welti-Kammerer) erzählt wie immer von einer vielgestaltigen Arbeit. Der *Krankenpflege-Schwester* fällt dabei ein Hauptteil zu. Sie besorgte im Laufe des Jahres 70 Patienten; sie machte 2335 Besuche, dazu kamen 7 Nachtwachen und 25 Begleitungen in Spitäler und Sanatorien. — Im *Arbeitsnachmittag* fertigten fleissige Besucherinnen 223 Wäschestücke und 60 Paar Strümpfe an. Die *Wäscheversorgung für Kranke* verursachte Fr. 34. 16 Auslagen. Die *Bettenstube* kam in die Lage, in reichlichem Masse Bettstellen für Erwachsene und für Kinder, einzelne Matratzen und andere Bettstücke sowie Leibwäsche auszuleihen. Ein wichtiges Departement bildet die Abteilung für *Ernährung*. An 23 Familien wurden Nahrungsmittel im Betrag von Fr. 1839 verabfolgt. — Aus finanziellen Sorgen wurde die Kommission für einige Zeit erlöst, durch das liebenswürdige Entgegenkommen unseres Berner Dichters *Rudolf von Tavel*, der zugunsten der Kommission ein berndisches Stück schrieb und im Stadtheater von Liebhabern aufführen liess. Der Reinertrag der Spielabende belief sich auf Fr. 5813. Andere Wohlgesinnte trugen zum Teil auch recht ansehnliche Gaben zur Aeuffnung der Kasse bei.

Der Sektion Bern angegliedert ist die *Arbeitsstube des Nordquartiers* (Präsidentin Frau Beck-v. Wattenwyl). In dieser Heimarbeits-Ausgabestelle wurden 29,026 Hafer- und Zuckersäcke geflickt, ca. 790 Hemden genäht, 1590 Paar Socken gestrickt, Schürzen, Kinderkleider, Wäschestücke verschiedener Art angefertigt.

Sämtliche Berichte wurden von der Präsidentin warm verdankt. Nach der Erledigung der statutarischen Geschäfte kamen mehrere *Tagesfragen* zur

Besprechung, so die Stellung des Vereins zur Dienstbotenfrage, ferner die Gründung von Gemeindestuben und die Eröffnung eines alkoholfreien Restaurants bei der Rosengarten-Anlage und sodann das Bundesgesetz über die Ordnung des Arbeitsverhältnisses. Den freundlichen, anregenden Schluss des Nachmittags bildete ein zusammenfassendes Referat von Frau *E. Munzinger* über die *Amerika-Reise*, die sie als Mitglied der schweizerischen Studienkommission im Herbst 1919 mitmachte. — Der Vortrag wird vollständig im „Zentralblatt“ erscheinen und, wie wir hoffen, von einem weiten Leserkreis ebenso dankbar aufgenommen werden, wie von den Zuhörerinnen an der Jahresversammlung der Sektion Bern.

Mit der schweizerischen Studienreise nach Nord-Amerika.

Skizze von Frau *F. Munzinger-Maux*.

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Verlangen, die berühmten amerikanischen Wunder der Technik und Organisation durch persönliche Anschauung kennen und verstehen zu lernen, bildete sich eine Gruppe von 220 Personen, als erste schweizerische Mission für eine wirtschaftliche Studienreise nach Nord-Amerika. Es sollten aber nicht nur Industrie- und Handelsinteressen, sondern auch die grossen Gebiete der Fürsorge-, Wohlfahrts- und hauswirtschaftlichen Einrichtungen studiert und später in der Schweiz, nach Anpassen an die gegebenen Verhältnisse, nutzbringend angewendet werden. Diesen letztgenannten Interessen widmeten sich hauptsächlich die sieben weiblichen Teilnehmer der Reise, die in derartigen Werken der Gemeinnützigkeit schon während des ganzen Krieges in der Schweiz tätig waren.

Am Morgen des 27. August 1919 verliess unsere Mission Bern per Extrazug, der uns in 23 Stunden über Paris nach unserem Einschiffungshafen, Boulogne, führte. Die Morgendämmerung des 28. August entschleierte uns düstere Bilder: zerschossene Häuser, viele Gefangenenlager, von hohen Stacheldrahtzäunen umgeben, einen Friedhof der Gefangenen — viel namenloses Elend, das unser Zug in wenigen Minuten durcheilte. Schnell wechselten die Bilder. In dem wenig einladenden Hafenviertel von Boulogne wartete unser zum Frühstückskaffee schneeweisses Brot, sowie Zucker und Butter à discretion. Welch ein ungewohnter Anblick für uns, damals, noch streng „rationierte“ Schweizer!

Fern, im Meere, erglänzte in der Frühsonne, wie eine weisschimmernde Fata morgana, der schöne, holländische Doppelschraubendampfer „Rotterdam“, zu dem uns in halbstündiger Fahrt der Tender „Holland“ führte. Orchestermusik empfing uns beim Eintritt in den schwimmenden Riesenpalast, und über prachtvolle Treppen mit bronzenen Geländern gelangten wir zu unserer im 6. Stockwerke gelegenen Kabine. Wir begaben uns bald auf Entdeckungsreisen durch das ganze Schiff, und unser Wissensdurst wurde durch sachkundige Führung befriedigt. Wir erfuhren, dass die „Rotterdam“ 230 Meter lang, etwa 20 Meter breit und 12 Stockwerke hoch ist, von denen 3 Stockwerke unter dem Wasserspiegel liegen. Die beiden Schiffsschrauben, die das Riesenfahrzeug in Bewegung halten, haben je einen Radius von 5 Metern und sind 1 Meter dick; zu ihrem Antriebe dienen zwei Motore von zusammen 15,000 Pferdekraften. Interessant war ein Blick in den Maschinenraum, in dem abwechselnd die 54 Feuerstellen aufoderten; sie werden von 75 Mann in 4 Stundenschicht bedient und erfordern täglich 30—40 Eisenbahnwagen Kohle. Unübersehbar sind die

Proviandräume, in denen der Dampfer für eine Fahrt mitführt: 40 Ochsen (als Gefrierfleisch), mehrere Hundert Schafe, Schweine, Ziegen und Geflügel, 50,000 Eier, 100 Doppelzentner Kartoffeln, 5000 Flaschen Wein und 200 Tonnen Trinkwasser und Eis. Täglich werden etwa 100,000 Liter Trinkwasser und 70—120 Kilo Butter verbraucht. Die „Rotterdam“ kann aber auch gut 4000 Personen für eine Fahrt aufnehmen — 600 Mann sind ständig für die Bedienung an Bord — und bei einem Truppentransport wurden sogar einmal 5000 Mann auf einmal befördert. 3 Küchen, eine Konfiserie, eine grosse Lingerie, eine Druckerei zur täglichen Herstellung der eleganten Menus, eine Wechselstube und ein Coiffeurladen mit Basarartikeln vervollständigen die wirtschaftliche Einrichtung des Überseedampfers.

Ausserordentliche Sauberkeit und ein bequemer, unaufdringlicher Luxus machten uns diesen schwimmenden Riesen bald lieb und heimelig. Für diejenigen, von denen das oft sehr stürmisch bewegte Meer keinen Tribut forderte, war diese Überfahrt, trotz des meist schlechten Wetters, etwas köstlich Ausruhendes. Man machte seine täglichen Lauftouren auf den verschiedenen geschlossenen oder offenen Promenade-Decks; man lag in Woldecken gehüllt auf seinem Liegestuhl; man schrieb in dem mit 16 Schreibtischen versehenen Schreibzimmer oder las in den eleganten Salons mit eigenen Bibliotheken — für unsere Herren gab es noch ein geräumiges Rauchzimmer zum — Jassen, und wenn man zu den Mahlzeiten den Speisesaal betrat, erfreute man sich nicht nur der an Reichhaltigkeit und Güte unübertrefflichen Produkte der Küche, man wurde auch überwältigt von der verschwenderischen Fülle frischer Blumen auf allen Tischen, die mit den vielen elektrischen Lichtern — es sollen 14,000 auf dem ganzen Schiff existieren — sofort eine festliche Stimmung auslösten.

Es wäre noch unendlich Vieles von unserem Leben auf dem Schiffe zu erzählen, von den Bällen, bei denen im Nu das Promenadendeck durch farbige Lichter in einen Tanzsaal verwandelt war, oder von dem Wohltätigkeitskonzert, an dem die berühmte Sängerin, Frau Schumann-Heineck, die mit uns die Überfahrt machte, herrliche Lieder sang, aber die Fülle des noch zu Erzählenden ist zu gross, um länger bei diesen Einzelheiten verweilen zu dürfen.

Am Abend des 7. Septembers blitzten die ersten Lichter der Leuchttürme an der amerikanischen Küste auf, und wie elektrisiert drängten die Passagiere nach der Vorderseite des Dampfers. Es war wie eine grosse Freude, die alle erfasste und miteinander verband und selbst die grössten Schweiger mittheilhaft machte. Das Schiff hatte den Kurs auf ein grosses, ruhiges Licht gerichtet, das wie ein matter Stern am Himmel stand — es war das Licht in der Fackel der Freiheitsstatue, das in seiner Unveränderlichkeit seltsam mit dem unruhig kreisenden Lichtern der Leuchttürme kontrastierte. Eine feine Silberlinie mit aufspringenden feurigen Rädern und Feuergarben bezeichnete links vom Schiff Coney-Island, den riesigen Vergnügungspark Neuyorks, zu dem allabendlich viele Tausende von Menschen strömen. Rechts sah man die Lichter von Middellandbeach, einem ähnlichen, nur kleineren Vergnügungsorte. Mit diesen ersten Zeichen des nahenden Festlandes mussten wir uns fürs Erste begnügen, denn das Schiff stand still, um am nächsten Morgen, nach zu erledigenden Formalitäten, durch einen Lotsen in den Hafen von Neuyork geführt zu werden. Der Morgen des 8. September zeigte uns Silhouetten von Hügeln und Bäumen, und es war ein unennbares Gefühl, nach 11 Tagen Geschaukel auf den unberechenbaren Wogen des Ozeans, die einige Male sogar das oberste Deck unseres

Dampfers bespülten, wieder ruhiges, sicheres Land zu sehen. Eine gelbe Fahne wurde als Zeichen der Quarantäne gehisst, und ein kleines Boot brachte Offiziere und Beamte an Bord, die Personal und Passagiere auf Gesundheit und Pässe untersuchten — eine oft komisch wirkende Prozedur von mehreren Stunden. Gegen Mittag passierten wir endlich das hehre Wahrzeichen Neuyorks, die Freiheitsstatue, deren gigantische Grösse alles in ihrer nächsten Umgebung winzig erscheinen lässt. Das Meer, von dem wir so lange glaubten, es sei nur für uns da, war auf einmal von vielen Schiffen bevölkert, Barken, Transportschiffe, Torpedoboote, englische und amerikanische Kriegsschiffe und dazwischen flinke Motorboote, ein Kommen und Gehen, das sofort den Pulsschlag der Millionenstadt fühlen liess.

Plötzlich ein durchdringendes Pfeifen der Sirenen sämtlicher Schiffe, ein ohrenbetäubendes Rufen, ein Winken mit Fahnen, Tüchern und Mützen — auf solch einen Empfang waren wir gar nicht gefasst! Aber er galt auch nicht uns. Das Objekt dieser Ovation glitt in schneller Fahrt an uns vorüber, dem Hafen zu — es war der imposante ehemalige deutsche Überseedampfer „Vaterland“, auf dem General Pershing einen Teil seiner Armee — 4000 Mann — der Heimat zurückbrachte. — Und dann zeichneten sich in die silberne, flimmernde Nebelatmosphäre die ersten Konturen der Wolkenkratzer, jene Kennzeichen der neuen Welt, die unser Kontinent bisher noch nicht besitzt. Immer höher und höher wuchsen, als wir ihnen näher kamen, die Gebäude von 30, 40, 50 und mehr Stockwerken, und angesichts dieser fabelhaften Schöpfungen menschlicher Geschicklichkeit wird es fast zur Unmöglichkeit zu glauben, dass sich nur vor 300 Jahren an der gleichen Stelle noch Wälder mit einigen Indianerzelten befanden. Bei der stets steigenden Bevölkerungszunahme wird wohl Neuyork in diesem Jahre, 1920, über 8,000,000 Einwohner zählen und damit London im Range als grösste Weltstadt überflügeln.

In Hoboken, wo alle grossen Überseelinien ihre eigenen Einfahrtdocks besitzen, legten wir an, und nach etwa dreistündigem Aufenthalte im dortigen Zollgebäude, bestiegen wir Autobreaks, mit denen wir auf eine Riesenfähre verladen wurden, die uns dann mit vielen anderen Fuhrwerken und Fussgängern über den Hudsonfluss nach Neuyork übersetzte. Durch endlose Strassen mit brausendem Verkehrslärm erfüllt, kamen wir zum 25 Stockwerke hohen Hotel Mac Alpin, in dem unsere ganze Reisegesellschaft untergebracht werden konnte. Hotel Mac Alpin ist der Typus der amerikanischen Erstklass-Hotels, wie wir sie in allen anderen grossen Städten Nord-Amerikas trafen; neben vielen Gesellschafts- und Restaurationsräumen enthält es etwa 1800 Schlafzimmer, von denen jedes ein Badezimmer und ein Telephon für Stadt- und interurbane Gespräche besitzt. 20 tadellos funktionierende Lifts vermitteln den ununterbrochenen Verkehr zwischen den verschiedenen Stockwerken bis hinauf zum Dachgarten, auf dem sich ein im Sommer stark besuchtes Restaurant befindet. Röhren mit automatischem Luftdrucke ermöglichen den Hotelgästen ihre Briefschaften von jedem Stockwerke direkt in Briefkästen zu befördern, die stündlich durch die Post selbst geleert werden. Auch ein Informationsbureau, eine Wechselstube, ein Zeitungs- und ein Blumenladen stehen im Erdgeschoss des Hotels den Gästen zur Verfügung.

Eine unbeschreibliche Hitzewelle übergoss Neuyork am Tage unserer Ankunft, und als wir uns am Abend des gleichen Tages, bei 98° Fahrenheit, im Waldorf-Astoria Hotel zu einem glänzenden Empfang durch die Schweizer Kolonie

von Neuyork und Umgebung versammelten, äusserte unser damaliger Schweizer Minister, Herr Dr. Sulzer, der mit seiner Frau von Washington speziell zu unserer Begrüssung nach Neuyork gereist war, Amerika hätte doch gewiss sein Möglichstes getan, um den Vertretern der kleinen Schwester-Republik einen „warmen“ Empfang zu bereiten. Es begann nun für uns ein überaus arbeitsreiches Leben; Eindrücke mannigfaltigster Art stürmten auf uns ein, und nur durch gewissenhafte, tägliche Notizen konnten wir einigermaßen die Erlebnisse festhalten, die jeder Tag in stets gesteigerter Form für uns bereit hielt. Ein Hotelzimmer diente als Geschäftsstelle, bei der auf schwarzer Tafel bekannt gegeben war, welche Betriebe und Sehenswürdigkeiten jeweilen unter sachkundiger Führung den Mitgliedern der Mission zum Besuche empfohlen wurden. Jedem Teilnehmer der in verschiedene Interessengruppen eingeteilten Mission war grösste Freiheit gegeben, so dass der Einzelne auch ohne Anschluss an eine Gruppe seinen Spezialinteressen oder Privatgeschäften nachgehen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Reisetagebuch.

Ein Besuch im U. S. Department of Agriculture.

Washington, den 19. Oktober 1919.

Frau Minister Sulzer, bei der wir zu Gäste sind, stellte uns vorgestern Mrs. House vor, durch deren Gatte wir eine Empfehlung zum Besuche des Landwirtschaftsdepartements der Vereinigten Staaten erhielten. Wir gingen am 18. Oktober hin und wurden sehr zuvorkommend aufgenommen, jedenfalls dank der liebenswürdigen Empfehlung. Vielleicht mag auch das elegante Auto von Herrn Minister Sulzer mit seinem flotten Führer „Franc“, einem sehr gescheiten Neger, der uns hinbrachte, dort nicht unbekannt gewesen sein.

„Science is nothing but trained and organised common sense.“ (Wissenschaft ist nichts anderes als geübter und organisierter, gesunder Menschenverstand) stand in der Eingangshalle zu lesen. Wir wurden von einem der Abteilungschefs zum andern geführt, bis wir da landeten, wo wir das meiste Interesse hatten, zuzuhören.

Mr. Harrison erzählte uns in eingehender Weise von dem sogenannten „Home-demonstration-work“, und gab uns an Hand von Bildern und Statistiken alle gewünschte Auskunft.

Es ist, wie alles in den Vereinigten Staaten, ein in grosszügiger Weise vom Staate angelegtes Werk zur Verbesserung der Landwirtschaft und des landwirtschaftlichen Haushaltungsbetriebs. Auf grossen Landkarten wird genaue Kontrolle geführt, so dass das Department of Agriculture jederzeit eine gute Übersicht der Lage hat. Da die Einrichtung staatlich ist, gibt es keine Geldschwierigkeiten zu überwinden, was natürlich eine ungeheure Erleichterung bedeutet.

Der „Extension-director“, d. h. der ausführende Direktor, leitet das ganze Unternehmen von Washington aus durch Sub-Komitees, die sich in den einzelnen Staaten befinden. Der Staat hat eine grosse Anzahl von Frauen und Männern ausgebildet, die Frauen für Haushaltungs- und Gartenarbeit, die Männer für die Landwirtschaft. Diese country-agents (Land-Agenten), zerstreuen sich nun über das ganze Land und besuchen jede einzelne Haushaltung, um die Frauen mit einer richtigen Führung des Haushaltes bekannt zu machen, ihnen neue Methoden

zu zeigen, neue Haushaltungsmaschinen zu demonstrieren und ihnen jeden Fortschritt in bequemster Weise sofort mitzuteilen, damit sie sich ihn leicht und ohne Mühe aneignen können.

Wo die Familie ein Stück Garten besitzt, wird ihr die richtige Anpflanzung, Pflege und Verwendung des Gartens und seiner Produkte, gezeigt. Vor allem erstrebt man, die *Freude* am Bepflanzen und Pflegen des Gartens zu wecken.

Hauptsächlich aber wird versucht, auf die auf dem Lande wohnende Bevölkerung einzuwirken. Dort fängt man bei den Kindern an, Interesse für das Bebauen des Bodens und das Wachstum der Pflanzen hervorzurufen. Man vereinigt die Kinder zu Klubs und hält regelmässige Zusammenkünfte, in denen neben praktischer Anleitung auch theoretischer Unterricht gegeben wird. Nach und nach werden die Kinder gelehrt, ihren Klub selber zu führen und zu präsidieren, Neues aufs Programm zu nehmen und altes zu verbessern. Das Departement veranstaltet Wiederholungskurse, zu denen die Klubs ihre Abgeordneten senden, die mindestens zehn Jahre alt sein müssen. Die Kinder wählen ihre Vertreter selbst. Diese machen oft weite Eisenbahnreisen ganz allein und werden am Bestimmungsort von der Kursleiterin oder einer ihr helfenden Dame in Empfang genommen. Die Ausgaben für diese Kurse werden vom Klubvermögen bestritten, das man durch Verkauf der gezogenen Produkte ansammelt.

Durch die Kinder werden zuerst die Frauen und durch die Frauen dann auch die Männer gewonnen. Man sucht immer, durch die Kinder den Familien näher zu kommen. Der Unterricht wird, wenn irgend möglich, in Form von Diskussionen gegeben, um nicht langweilig zu wirken.

Auf dem Lande, wo die Farmen oft Tagereisen weit auseinander liegen, werden die Kurse in der am zentralsten gelegenen Farm abgehalten, zu der dann alle benachbarten Farmer kommen. Es ist recht schwierig, die Landbevölkerung für diese Aufklärungen zu gewinnen. Die Agentinnen müssen sehr taktvoll zu Werke gehen, um sich Eingang bei den Leuten zu verschaffen. Sie begeben sich z. B. zur Mittagessenszeit in eine Farm, essen mit und suchen ihre Belehrung gesprächsweise einzuflechten. Fällt diese auf günstigen Boden, so schlagen sie vor, die Sache vorzumachen oder, wenn es sich um auserlesene Produkte oder um Maschinen handelt, diese kommen zu lassen zu einem Versuch. Die Landagentin bäckt mit dem „neuen Mehl“ im Hause selbst ein Brot und lässt die Hausfrau zuschauen, sie führt ihr einen neuen Sterilisierapparat vor usw. Formelle Vorträge werden so viel wie möglich vermieden. Dagegen gibt das Departement of Agriculture eine Menge Flugblätter über alle möglichen Themen heraus, die an die Bevölkerung verteilt werden. Wir haben eine ganze Anzahl davon mitbekommen. (Über Einmachen, Nährwerte von Eiern, Zubereitungsarten und Verwendung von Milch, Fleckenreinigung, Sparen usw. usw.)

Die Männer und Frauen, die in dieser Weise die Bevölkerung besuchen, d. h. die „Country-agents“, erhalten Kurse, in denen sie zu ihrem Beruf vorgebildet werden. Sie kommen im Laufe ihrer Arbeit auch unter sich zusammen und besprechen ihre Erfolge und vor allem die Misserfolge und wie diesen letztern abzuhelpen sei.

Im Jahr 1918 besuchten diese Agents zirka die Hälfte der Farmer der Vereinigten Staaten und hielten im ganzen zirka 250,000 Versammlungen ab.

Der Unterricht in den Schulen muss parallel mit diesem Werk gehen und vorbereitend wirken. Ebenso müssen die Universitäten mithelfen, dass die Schüler sich weiter bilden und schliesslich patentiert (graduated) werden können. Eine

dieser Schulen besteht z. B. im „Maryland agriculture College“ at College-Park, Maryland. Eine andere, sehr gut eingerichtete Haushaltungsschule habe ich mir beim Besuch der Universität von Cincinnati (Ohio) ansehen können. Sie bildet hier einen Teil der Hochschule.

Für die verschiedenen Unterrichtsfächer werden auch verschiedene Klubs gegründet und besondere Lehrkräfte angestellt. So gibt es z. B. für Buben Kälberklubs, Schafklubs, Pferdeklubs und andere mehr, in denen sie diese Tiere aufziehen lernen. Die Mädchen haben Einmach-, Konservier-, Hühner- usw. Klubs.

Auch die verschiedenen Speisen werden getrennt in Abteilungen für Brotbacken, für Milch und Butter, Fruchtekultur, grüne Gemüse usw. Durchschnittlich einmal monatlich wird von den Country-agents Besuch gemacht. Jeder Staat besitzt einen Stab sogenanter Supervisors (Oberaufseher). Gemeinde, Staat und „Bund“ teilen sich in die Kosten.

Bei den Kindern wird im ersten Jahr nur mit *einem* Unterrichtsstoff angefangen, z. B. mit Tomaten. Im folgenden Jahr wird etwas Neues gewählt, so dass sie das Gelernte verdauen können. Man sieht sehr darauf, für den Anfang etwas für die Kinder Interessantes zu finden.

Zum Verkauf der Produkte werden in den Dörfern Läden eingerichtet, welche die Kinder selbst leiten dürfen. So lernen sie auch die Führung eines Ladens, Kauf und Verkauf, spielend. Das gewonnene Geld wird für die Klubs und zur Weiterbildung verwendet. Es kommt oft vor, dass ganz junge Kinder damit für ihre jüngeren Geschwister sorgen helfen oder zusammensparen, um sich selbst eine bessere Ausbildung zu geben, oft bis zur Universität. Dies hat natürlich einen grossen Einfluss auf die Hebung der Volksbildung. Haben die Klubs Geld nötig, so werden Gartenfeste gegeben, die von den Kindern ganz allein arrangiert und auch von Erwachsenen sehr oft und gern besucht werden. Mit dem so gewonnen Geld schicken die Kinder oft eines oder mehrere ihrer Mitglieder, die sie selber wählen, auf die Universitäten, welche die Kurse zur Weiterbildung geben, damit diese Abgeordneten dann zurückkommen und die Kameraden das Neue auch lehren, das sie gesehen haben.

Dr. Longworthy, der die Redaktion der Flugblätter besorgt, zeigte uns mit einem Eifer, welcher der besten Hausfrau Ehre gemacht hätte, wie man Herrenkleider flicken, aus einem alten Teppich einen neuen machen, Flecken aus difficilem Tuch herausbringen kann. „Wir unterrichten die Frauen, aus einem Dollar das meistmögliche herauszubringen, zu retten, was zu retten ist, und nicht da zu sparen; wo es sich nicht lohnt!“ sagte er uns auf gut deutsch, denn er hat vier Jahre in Strassburg studiert. Er war es auch, der uns auf das „International Office of Home Economics in Freiburg im Üchtland (Schweiz)“ aufmerksam machen musste, von dem wir Schweizer noch nichts gewusst hatten!

Wir haben drei lange Stunden im Departement of Agriculture zugebracht und uns zuletzt noch die dort eingerichtete Haushaltungsschule angesehen, in der Rezepte erfunden, ausprobiert und nachgeprüft werden. Sie ist, so viel ich erkennen konnte, ungefähr gleich wie die unsrigen, nur besitzt sie die praktischen, amerikanischen Einrichtungen, die wir in mancher Haushaltung bewundert haben. Unterrichtet wird ungefähr nach dem gleichen Programm wie bei uns.

Nachdem wir noch in der Küche einen kleinen, feinen „Lunch“ serviert erhalten hatten mit einigen neu ausprobierten „Cakes“, verabschiedeten wir uns von dem lebenswürdigen Dr. Longworthy, der uns herzlich einlud, ihn bei einem nächsten Aufenthalt in Washington wieder zu besuchen. *M. L. Wild, Zürich.*

Die pazifistische Auffassung der Welt.

In verschiedenen Schweizerstädten — vom Lemman bis zum Zürichsee — hatte man in den letzten Wochen Gelegenheit, den bekannten und eben jetzt viel genannten Pazifisten Professor *Georg F. Nicolai* aus Berlin, den Verfasser von „Biologie des Krieges“, seine Ideen entwickeln zu hören. In Genf jubelte ihm die grosse Zuhörerschaft zu, wie uns Frau Isabelle Debran in ihrer Zeitschrift „Pour le Droit, Pour la Femme“ erzählt; in andern Schweizerstädten war die Beteiligung weniger stark, die Stimmung ruhiger und kritischer. Es mag nun manche unserer Leserinnen, die nicht in der Lage war, einen Nicolai-Vortrag zu besuchen, interessieren, zu vernehmen, wie sich der Mann, der in den Augen vieler als Märtyrer des Pazifismus gilt, während andere sein Verhalten dem eigenen Vaterland gegenüber nichts weniger als einwandfrei finden, über seine Weltauffassung äussert.

Professor *Nicolai* suchte in seinem Vortrag „Die pazifistische Auffassung der Welt“, den er in Bern hielt, darzutun, unter welchen Voraussetzungen der Pazifismus zur wirklichen Weltauffassung werden kann; denn heute ist er das nicht; er stellt sich vielmehr als Aufgabe dar, die noch der Lösung harret. Auch der Pazifismus, kann des Kampfes nicht entraten. „Ich wüsste nicht, was mir lieber wäre, der Kampf oder der Friede,“ sagte Prof. Nicolai; „ich liebe den Kampf um die Ueberzeugung. Vielleicht ist es unser einziges angeborenes Recht, für die Ueberzeugung zu kämpfen.“ Dann führte der Vortragende weiter aus: Der Kampf, wie er sich im Waffenkrieg zeigt, ist gemein; er vermag auch keine wahre Entscheidung zu bringen. Diesen Krieg lehnen wir ab. Aber auch nicht jeder Friede besitzt unsere Sympathie. Es gibt einen faulen Frieden, wie ihn das Kismet diktiert; ein solcher bildet ein Hemmnis für die Entwicklung der Kultur. Den Beweis hierfür liefern uns die Türken mit ihrer Unfähigkeit, kulturellen Fortschritt zu fördern. Deutschland kennt Pazifisten, die in Friedenszeiten für den Frieden eintraten, im Kriege aber kriegerisch geworden sind. Umgekehrt aber gibt es manche, die im Kriege sich zu Pazifisten bekehrten. Die Geschichte nennt uns friedliebende Feldherren, wie Friedrich den Grossen, wie Napoleon! — (?)

Einen Krieg loben wir als gut, doch nicht jenen, der Leben vernichtet, sondern jenen, der die Menschheit emporführt, den Krieg gegen Verbrechen, Krankheit, Degeneration, gegen alles, was die Entwicklung des Menschengeschlechtes hemmt. Der Pazifismus von heute kann noch nicht als Weltauffassung gelten, weil ihm das Kriterium einer solchen fehlt. Er ist geboren aus der Not der Zeit, aus der Erkenntnis, dass Waffenkriege nicht nur für die kriegführenden, sondern für alle Länder eine Gefahr darstellen. Er kämpft gegen verschiedene Feinde, gegen die Kabinettpolitik, gegen den Länderverrat, gegen einen falsch verstandenen Darwinismus. Für viele war er auch von Anfang an der Kampf um eine Art Völkerbund. Darum, weil er sich so mannigfache Ziele setzte, musste er angesichts des Weltkrieges zerfallen; darum, weil ihn die einen vom juristischen, die andern vom naturwissenschaftlichen, die dritten vom religiös-ethischen Standpunkt aus anfassten, konnte er bis heute nicht zur eigentlichen Weltauffassung werden.

Der Kampf um das Recht zeigt sich als Notwendigkeit. Ein vollständiges Verzicht auf Gewalt lässt sich dabei trotz Tolstoi noch nicht denken. In der Frage, wo und wie viel Gewalt noch anzuwenden sei, gehen die Auffassungen

der Pazifisten wiederum auseinander. Sie fragen sich: Ist Gewalt statthaft gegenüber dem Verbrechen? gegenüber dem politischen Verbrechen? im Verteidigungskrieg, im Prähibtivkrieg? Hat die Revolution das Recht auf Gewalt? und andererseits, besteht das Recht, die Revolution mit Gewalt zu unterdrücken? Professor Nicolai vertritt die Ansicht, dass das Gute sich in dieser Welt noch nicht freiwillig durchzusetzen vermag; es muss mit Gewalt eingeführt werden. Aber uns bleibt der Glaube, dass einmal das Recht von sich aus durchdringen wird und die Gewalt dahinfallen kann. *Als einigende Formel zeigt sich der Glaube an die Zukunft der Menschheit.* Auf diese Formel baut sich der wirkliche Pazifismus auf; gestützt auf diesen Glauben kann er zur Weltauffassung werden. Man hat der Menschheit den alten Glauben genommen und keinen neuen an dessen Stelle gesetzt. Nun gilt es, in ihr den Instinkt der Brüderlichkeit zu wecken und zu stärken; dann kann die Stimmung entstehen, welche die Menschheit befähigt, pazifistisch zu denken. Aufgabe der Pazifisten ist es, dahin zu wirken, dass fortan mit ehrlichen Mitteln gekämpft werde. Die Lüge muss ausscheiden und an ihren Platz die Wahrheit treten. Eine neue *Partei der Wahrheit* erstehe und schreibe die Geschichte der Völker, des eigenen Volkes und der andern Völker. Das Geschlecht Kains aber verschwinde! Schule und Presse sind berufen, sich in den Dienst der Wahrheit zu stellen. *Wahrheit und Recht müssen uns einen!*

Raffen wir uns nicht zu dieser Erkenntnis auf, dann wird Europa die Krise, vor der es steht, nicht überwinden. Es wird versinken vor der aufsteigenden Sonne des Ostens.

Zum Schluss warf der Redner die Frage auf, ob den Deutschen das Recht zustehe, Pazifismus zu predigen. Er bejahte mit dem Hinweis, dass das deutsche Volk in seinem innersten Wesen von der Zeit der alten Germanen an ein Volk der Freiheitsliebe war. Diese Freiheitsliebe hat sich allerdings im Laufe der Zeiten in die geistige Sphäre abstrakten Denkens zurückgezogen, während sich in der Praxis die Realpolitik immer kräftiger herausgestaltete. Selbst freiheitsliebende Männer, wie *Fichte*, passten sich unter dem Druck der Verhältnisse nationalistischen Strömungen an. (Reden an die deutsche Nation.) Der alte Geist der Freiheit liess sich aber selbst in den Kriegsjahren nicht unterdrücken. Der Redner erinnerte an die Manifeste deutscher Professoren gegen den Krieg, an die Proteste deutscher Männer und Frauen im In- und Auslande; er nannte die Professoren Schücking, Einstein, dann Helmut von Gerlach, Graf Montgelas, die Frauen Lyda Gustava Heimann, Anita Augsburg, Helene Stöcker u. a. Der letzte Krieg hat die europäische Menschheit einsehen gelehrt, dass etwas Neues, Versöhnendes kommen muss. Deutschland ist friedlich geworden. Doch der Friede von Versailles hat das Versöhnende nicht gebracht. War Deutschland während des Krieges auf falschen Wegen, so wandelt jetzt auch die Entente auf falschen Wegen, indem sie über alles Mass hinausgeht, und nicht erkennt, wessen die europäische Menschheit bedarf. Darin liegt eine Gefahr für die Gesamtheit. Durch den allzu starken Druck wird der Geist des Nationalismus neu entfacht. Für den Pazifisten erwächst die dringende Aufgabe, eine Entwicklung zu fördern, die an Stelle der Gewalt das Recht treten lässt. „Brüderlich zusammen arbeiten heisst, letzten Endes Pazifist sein.“ Mit diesen Worten schloss Prof. Nicolai seine Ausführungen.

Seither ist nun die Gegenrevolution in Deutschland ausgebrochen. Nicolai erhielt Ehren und Würden eines Professors der Universität Berlin zurück, deren ihn der Senat verlustig erklärt hatte. Wird es ihm und andern gelingen, in den

hochtürmenden Wogen der Erregung die pazifistische Stimme hören zu lassen? Wird sie hinausdringen in die Länder, wo Gewalt einen Frieden diktierte, der sich vom Kriege kaum unterscheidet? Es lechzt eine gepeinigte Menschheit nach den Zeiten, wo einst das Recht aus sich heraus zu siegen vermag. *J. Merz.*

Der Engel des Paradieses.

Von *Adolf Frey*.*

Verstossen war das Menschenpaar seit Tagen;
Des Paradieses Tor stand zugeschlagen,
Und unterm Baume der Erkenntnis lagen
Die reifen Äpfel, auf die Rasenkissen
Gefallen. Der, den Eva angebissen,
Vermoderte, von Faltern angefliegen,
Von Schillerfliegervölkern ausgesogen.
Der Missmut warf das Fangnetz in die Runde:
Die Vögel sangen kleinlaut und verdrossen;
Die Luft sass bleiern. Lau und unentschlossen
Entgurgelte der Quell dem Blumenrunde.
Die Schlange sonnte, schläferig gestreckt,
Die grünen Ringel, schwarz und blau gefleckt,
Zu oberst auf des Paradieses Mauer.
Aus ihren Augen schattete die Trauer:
Seit ihrem Frevel hangt's in den Geschicken,
Der Schlangen, dass sie alle traurig blicken.
Der Engel Gottes schweifte auf und nieder,
Stand still und reckte seine blüh'nden Glieder,
Spreizte die Flügel in den Sonnenlüften
Und faltete sie wieder in den Hüften,
Warf träumrisch sich zur Erde, fuhr empor
Und stampfte brummend durch den Blumenflor,
Ergriff das Schwert, das an der Mauer lehnte,
Und schwang's, mit einem Sause oder zweien
Sich von dem dumpfen Drange zu befreien,
Der überschwellend ihm den Busen dehnte.
„Wo sind,“ rief er, „die glückgefüllten Augen?
Die Lippen, die sich aneinander saugen?
Auf beiden Stirnen süßer Widerschein?
Wo ist das Suchen, das Beisammensein?
Wo die Geflüster, die aus holdem Schweigen
Wie Blüten aus den Schattenblättern steigen?
Irrt jetzt der Mensch durch starre Wüstenein
Und sinkt sein Haupt auf derbes Felsgestein,
Das Beste nahm er mit, und das bleibt sein.“
Und wie ein Kiesel von der Schleuder wirbelt,
Schnellt er mit einem Satz empor und zwirbelt

* Adolf Frey, Professor der deutschen Literaturgeschichte in Zürich, einer unserer hervorragendsten zeitgenössischen Schweizerdichter und Litterarhistoriker, starb am Morgen des 12. Februar 1920, kurz vor seinem 65. Geburtstag.

Hinweg über den steilen Mauerrand
Des Paradieses in das wilde Land.
Nachzuckt im Sprung des Flammenschwertes Brand.
Er wandert durch den schrägen Abendstrahl,
Kommt mit dem Zwielight in ein schmales Tal
Und sieht im dünnen Rispengras am Hange
Adam und Eva. Bleich ist ihre Wange,
Der Fuss von Steinen blutig aufgeritzt.
Die matten Augen Evas sind geschlossen,
Ihr Angesicht von Tränen überflossen.
Ihr Wunsch ist, schmerzlos sterben. Adam sitzt,
Die Linke unter ihr Gesicht geschmiegt,
Damit ihr Haupt zum Schlummer sanfter liegt.
Die Rechte hält den spitzen Stein umkrallt:
Der Schakal billt schon in den Abendlüften,
Mordsüchtig nah, und wild und dräuend schallt
Gebrüll der Löwen aus den Felsenklüften.
Nun fällt der Stein — die Glieder sind entspannt,
Den Müden hat die Unkraft übermannt.
Der Engel rauscht mit weichem Flügelschwung
Zur Halde durch die blaue Dämmerung
Und setzt zur Stätte sich der Schläfer sacht
Und hält zu ihren Häupten Hut und Wacht.
Sein Flammenschwert glüht durch die Sternennacht.

Vom Büchertisch.

Heinemann, Dr. Franz, „Was muss man vom Völkerbunde wissen?“ Zweite verbesserte Auflage. Verlag W. Trösch, Olten. Preis Fr. 1.

„Ein literarisches Ei des Kolombus“ wird mancher ausrufen; „das hätte ich auch gekonnt!“ Hier nun aber sitzt es, breit und solid, als allseitig erwünschter, objektiv-überzeugend und gemeinverständlich abgefasster „Katechismus der Völkerbundsfrage“. Als Führer durch das blutrote Dunkel deren Vergangenheit, durch die umbrandete Gegenwart dieser Weltfrage und durch deren lichtvollere Zukunft! Das alles rollt sich fast wie in einem Frag- und Antwortspiel hier auf ganzen 54 Seiten flüssig-bündig ab; echt schweizerisch-volkstümlich, ohne den Leser ahnen zu lassen, dass dieser gediegenen Fassung gelehrte Vorträge und praktische Mitarbeit an den Vorbereitungen des Völkerbundes vorausgegangen. Alle, welche mit dieser heute heiss umstrittenen Tages- und Zukunftsfrage als Kämpfer zu tun haben, werden dankbar nach dieser Schrift von Dr. Heinemann greifen. Aber auch jedermann, denn wer kann gleichgültig der Frage gegenüberstehen: „Was muss man vom Völkerbunde wissen?“

Gemeinnützige Schweizerfrauen, traget zum Gedeihen des „Zentralblatt“ bei, durch Abonnement und Mitarbeit, damit es stets das feste Band bilden kann, das Sektionen und Mitglieder unseres Vereins zusammenhält.

Zu verkaufen: Kurhaus

309

mit grossem Land- und Waldbesitz. Höhenlage 1200 M.
Zentralschweiz. 1 Stunde von Bahnstation.
Sehr preiswürdig. Günstige Zahlungsbedingungen.

Eignet sich vorzüglich als Kuranstalt, Ferien- und Erholungsheim. Anfragen unter Chiffre R. v. J. 50 an die Schweizerische Annoncen-Expedition Otto Ruegg-von Jenner, Rapperswil a. Zürichsee.

Tochter

mit guten Zeugnissen sucht zwecks Erlernung der vegetarischen Küche auf 1. Mai event. 15. April Vertrauensstelle als Stütze der Hausfrau, in Anstalt, Pension oder Privat. Familienanschluss erwünscht, wenn möglich. Offerten unter Chiffre O. F. 2268 B. an Orell Füssli-Annoncen, Bern. 311

Abonnemente auf das „Zentralblatt“ nimmt entgegen die Buchdruckerei Buehler & Co., Bern.

Gallensteine
beseitigt gefahr- u. schmerzlos

Bede-Cur

Generaldepot:
Central-Apotheke
W. Volz, Bern
Zeitglocken 310
Erhältlich in Apotheken

Rechtschreibbüchlein
für
schweizerische Volksschulen


Herausgegeben von
Carl Führer, Lehrer in St. Gallen.

I. Heft (3. Auflage): Unterstufe,
2.—4. Schuljahr, Einzelpreis
40 Cts.

II. Heft (4. Auflage): Oberstufe,
5.—9. Schuljahr, Einzelpreis
55 Cts.

Partienweise billiger.

Verlag der Buchdruckerei
Buehler & Co., Bern.
— Überall erhältlich —



Wir fabrizieren
Costüme, Mäntel
Kleider, Röcke u. Blusen
and senden diese direkt
an Private zur
Auswahl

Harry Goldschmidt
St. Gallen

Illustrierte schweizerische
Schülerzeitung
Der Kinderfreund

im Auftrag des Schweiz. Lehrervereins herausgegeben von der
Schweiz. Jugendschriftenkommission.
Empfohlen von über 300 Zeitungen.

Abonnementspreis jährlich franko per Post nur Fr. 2.—, halbjährlich
Fr. 1.—

1 kompletter, hübsch gebundener Jahrgang Fr. 2.70
1 kompletter Jahrgang in Prachteinband Fr. 3.70.

Frühere Jahrgänge komplett gebunden, hübscher, illustrierter Band
von 192 Seiten nur Fr. 2.—, Prachtband nur Fr. 2.50.

Bei Bestellung von 1 Abonnement und 1 letzten oder frühern Jahrgang zus. 50 Cts. Rabatt

Sammeldecke, hübsch ausgestattet, solid, mit Elastik versehen, zum
Aufbewahren des jeweiligen laufenden Jahrgangs, nur 40 Cts.
Zu beziehen durch die
Buchdruckerei Buehler & Co., Bern.

Wernle's
Putzpulver

chem.-mech. wirkend,
sind unübertroffen!
Reinigen und erzeugen
Hochglanz
ohne anzugreifen.

Kupferputz
Messerputz
Silberputz
Aluminiumputz
Emailputz

jedes
Paket
40 Cts.

Überall erhältlich!

A.-G. vormals
Drogerie Wernle & Co.
Chem.-techn. Laboratorium
Zürich

IM ALTER

Vieles, was Sie früher gern assen, schmeckt Ihnen nicht mehr. Vieles dürfen Sie nicht mehr geniessen, weil es Ihnen Beschwerden macht. Um gegen die schwächenden Einflüsse anzukämpfen und Ihr Wohlbefinden zu bewahren, nehmen Sie zum Frühstück und als Zwischenmahlzeit in Milch 2—3 Teelöffel

OVOMALTINE

Ovomaltine verbindet angenehmen Geschmack mit höchstem Nährwert und leichter, vollständiger Assimilierbarkeit. — Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Lebensmittelgeschäften. 291

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

802

Diät-Kuren auf wissenschaftl. Basis	Hydro-Therapie Kohlensäure- u. Sol- bäder etc.	Elektro-Therapie Diathermie rythm. Ströme	Licht u Sonnenbäder künstliche Höhen- sonne	Massage u Gymnastik Ruhe- u. Terrain- kuren.
<i>finden sorgfältigste Anwendung für erfolgreiche Behandlung von</i>				
Magen- u. Darm Krankheiten.	Herz- u. Nierenleiden, Bluterkrankungen	Gicht, Rheumalimen, Neuralgien (Ictus etc.)	Fellsucht, Zuckerkrankheit	Schwächezuständen nerv. Erschöpfung
Das ganze Jahr geöffnet! Prospekt	<i>im vorzüglich eingerichteten</i> Kurhaus Sonn-Matt, Luzern			Leitender Arzt Dr. F. Hotz



Rad=Jo

für leichte schnelle
Entbindung
Ein Segen für werdende Mütter!

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch
Rad-Jo Versand Basel I

oder durch alle Apotheken und Drogerien. ~
Tausende und abertausende Anerkennungen von Frauen
welche Rad-Jo anwandten.



(981 S) 387

1500 mal gewinnen mit 30 Obligationen

kann der Besitzer einer kompletten Serie der

Bernischen

Wohnungs-Genossenschaft Prämienanleihe

Jede Obligation ist mit 50 Prämienbons versehen, wovon jeder zu einer Ziehung berechtigt, somit nimmt jede Obligation, auch wenn sie schon einmal oder mehrere Male gewonnen hat, in jedem Falle an 50 Ziehungen teil.

30 Gewinne müssen Besitzer von gezogenen kompletten Serien in den Prämienziehungen innert den nächsten 10 Jahren erzielen **30 Gewinne**

Jeder zu Fr. 10.— gekaufte Titel wird mit 100% Aufschlag, also mit Fr. 20.—, im schlimmsten Falle zurückbezahlt.

16,460,000 Franken

zahlen wir laut Ziehungsplan den glücklichen Besitzern dieser Anleihe.

Der Ziehungsplan umfasst:

Haupttreffer	Fr.
10 à	50,000
40 "	10,000
10 "	5,000
450 "	1,000
900 "	500
2250 "	200
6500 "	100
13000 "	50
43000 "	20
600000 Rückzahlungen à	20
Total 666.160 Treffer im	
Betrage von Fr. 16.460.000	

**Wer sicher gewinnen will,
kauft ganze Serien.**

Mit ganzen Serien = 30 Losen kann jedermann und muss jedermann das zehnfache, also Fr. 3000, ohne weiteres Risiko zurück- erhalten, wenn die Prämienbons der in der Vorziehung ausgelosten Serie an uns verkauft werden. Wir bezahlen für jeden in der Vorziehung ausgelosten Prämienbon innert den nächsten 3 Jahren

Fr. 100, also Fr. 3000 per Serie

unter der Bedingung, dass die Prämienbons aus kompletten Serien stammen.

Ziehungslisten werden zugesandt

Unionbank A.-G. in Bern Monbijoustrasse 15
Telephon 48.30 und 48.34
Postcheckkonto III/1391

Bestellschein. An die Unionbank A.-G. in Bern, Monbijoustrasse 15.

Hiermit bestelle ich bei Ihnen:

..... Stück Original-Prämien-Obligation..... der Bernischen Wohnungs-genossenschaft à 10 Fr. per Stück.

..... Stück komplette Serie..... (je 30 Prämien-Obligationen) à 300 Fr. per Serie

* gegen Barzahlung

* gegen monatliche Zahlungen à Fr. 5.— in laufender Rechnung

* gegen monatliche Zahlungen à Fr. 10.— in laufender Rechnung

Den bezüglichen Betrag { habe ich auf Ihr Postcheckkonto III/1391 einbezahlt, wollen Sie per Nachnahme zuzüglich Spesen erheben.

* Nichtgewünschtes durchstreichen.

Name:

Ort:

Bei Kauf von ganzen Serien auf Teilzahlung ist eine Anzahlung von mindestens 1 Fr. per Obligation oder 30 Fr. per ganze Serie zu leisten. Die monatlichen Abzahlungen sollen wenigstens 10 Fr. pro Serie betragen.

Im Privat-Alters- und Erholungsheim

30 Signalstrasse **Rorschach** am Bodensee

finden ruhe- und erholungsbedürftige, alleinstehende Leute liebevolle Aufnahme für vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt. Für Lebensversorgung günstige Aufnahmebedingungen, laut Prospekt. Kurbedürftige von Fr. 5 an, Extra-Prospekt. 279

Die Wahl eines gewerblichen Berufes Die Berufswahl unserer Mädchen Wegleitung für Eltern, Schul- u. Waisenbehörden

Beide Schriften sind herausgegeben von der Schweizer. Kommission für Lehrlingswesen des Schweizer. Gewerbeverbandes

Einzelpreis 30 Cts. Partienweise, von 10 Exemplaren an, zu 15 Cts.

Verlag der Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.



Schutz-Marko

Vin „Katz“

Pepto-quinoferrugineux

Das Stärkungsmittel nach allen Krankheiten, bei Blutarmut und allgemeiner Schwäche. In allen Apotheken.

Dr. med. Egli, Küssnacht a. R.: „Ich habe Ihren Vin Katz in letzter Zeit wiederholt in meinem Nervensanatorium, wie auch in meiner Landpraxis bei Patienten in Zuständen von allgemeiner Schwäche, Blutarmut, Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen mit sehr gutem Erfolg angewendet. Vin Katz ist entschieden für den Arzt ein wertvolles Präparat und kann nur empfohlen werden.“ 304

≡ DRUCKSACHEN ≡

für den Geschäfts- und Privatverkehr liefert in kürzester Frist und sauberer Ausführung

Buchdr. Bächler & Co., Bern



Reese

Backwunder

das echte
**Sicherheits-
Backpulver**

Prakt. Gratis-Rezepte

Den Nährwert des Weissen eines Hühnerrei's

um 6 Rappen (J H 7753 B)

erhalten Sie beim Gebrauch des

Milcheiweiss Ovolactal

In Lebensmittelhandlungen käuflich

Ovolactal A.-G., Ostermundigen - Bern

Weisse Zähne

gesunde Zähne erzielen Sie durch 293

Herbasol-Zahnpasta,

ein hervorragendes Zahnpflegemittel. Vollkommen unschädlich für den Zahnschmelz. In Apotheken, Drogerien, Parfümerien od. direkt franko durch die

**Central-Apotheke
W. Volz, Bern**

Wäsche-Monogramme

Haben Sie Wäsche und dergleichen zum Besticken, verlangen Sie Muster und Preisliste. Tadellose Ausführung bei mässigem Preise. Arthur Niederer, Fabrikant, Wald (App.). [P 4233 G] 289

LOSE

à Fr. 1 der Geldlotterie für den kathol. Kirchenbau Laufen bieten grosse Gewinnchancen.

Treffer Fr. 100,000.

Haupttreffer Fr. 10,000 usw. Sofortige Auszahlung der Treffer von Fr. 5 u. Fr. 2, grosse Treffer nach der 2. Ziehung. Auf 100 Lose 12 Gratislose. Versand gegen Nachnahme durch die

Los-Zentrale, Bern

Passage v. Werdt Nr. 29.

Seethaler

Confituren
sind der Stolz des
Hauses und der
höchste Genuss des
Feinschmeckers.

Conservenfabrik
Seethal A.G. in
Seon, (Aargau)



Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften
Ihres Platzes überall ausdrücklich

SEETHALER
Confitüren und Conserven
um sicher zu sein, das Beste zu erhalten. —

28

Schweizerische Landesausstellung in Bern
Grosser Ausstellungspreis
(Höchste Auszeichnung)